

JOHANNES ALBENDORF

**WAS WIR
FÜREINANDER
WAREN**

ROMAN

Alle Charaktere, Schauplätze und Handlungen in diesem Roman sind frei erfunden. Ähnlichkeiten mit lebenden und toten Personen sind unbeabsichtigt.

© Querverlag GmbH, Berlin 2025

Erste Auflage März 2025

Lektorat: Marc Lippuner

Alle Rechte vorbehalten. Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form (durch Fotokopie, Mikrofilm oder ein anderes Verfahren) ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Umschlag und grafische Realisierung von Sergio Vitale unter Verwendung einer Illustration. Coverbild erstellt mit MidJourney AI. © Sergio Vitale, 2025

Gesamtherstellung: Finidr
ISBN 978-3-89656-352-1
Printed in the Czech Republic

Bitte fordern Sie unser Gesamtverzeichnis an:
Querverlag GmbH
Akazienstraße 25, 10823 Berlin
www.querverlag.de | mail@querverlag.de

DIR!

Spürst Du es,
wenn ich Deinen Schatten berühre?

Ich lauf durch Eure Schatten
Sie tanzen an der Wand
Ich renn durch Eure Schatten
Sie verschwinden in der Stadt

Fühlst Du es,
wenn ich Dich hier spüre?

Clemens Boe

TEIL 1 - CLEMENS

2015

»Die Knospe sprach: Du siehst, ich bin im Keim erst!

Was spät die Welt entzückt, es ist geheim erst.«

August von Platen

I.

Immer mehr Tag kriecht übers flache Land und vertreibt den Herbstnebel. Einem grünen Tsunami gleich erhebt sich der Deich am Horizont; er versperrt die Sicht auf die Insel und die Unendlichkeit des Meeres. Nur rast er nicht auf uns zu, sondern fahren wir ihm entgegen.

Nach einer langen Tournee mit meiner Band und dem finalen Konzert, gestern im niederländischen Groningen, sehne ich mich nach dem Meer. Eine Art Ausklang, vielleicht nur für einen Tag. Vielleicht aber auch für zwei Tage oder gar drei: Wind, Horizont und Wellenrauschen anstatt der ewig gleichen Aftershowpartys, den Soundchecks und Autogrammen auf allen erdenklichen Merchandise-Artikeln und Körperteilen von verrückten Fans.

Ich bin nicht mit den anderen nach Hamburg gefahren, wo wir leben, sondern habe den Bus in die entgegengesetzte Richtung genommen. Vergangenheitsweh spielt bei diesem Abstecher keine große Rolle, obwohl ich früher öfter im Ferienlager auf Ameland gewesen bin. Aber ich habe nicht das Gefühl, einen persönlichen Erinnerungsfriedhof zu betreten. Nein, es geht mir um Stille und Weite.

Wenn eine Tour zu Ende geht, stirbt immer etwas. Aber der Bandtrott geht weiter: Aufnahmesessions, ein Album rausbringen, eine Tour spielen. Alles wieder von vorn, on and on and on. Insofern ist die Todesstille nach dieser Tournee trügerisch. An manchen Abenden fühlte ich mich wie ausgekotzt.

Nur das Meer, der Himmel und ich.

Am Anleger verlasse ich den Bus, kaufe ein Ticket für die Fähre und vermeide es, auf niederländisch auch nur »Goededag« oder »Dankjewel« zu sagen. Ich habe kein Gespür für diese Sprache; meine gutgemeinten Versuche klingen immer so, als würde ich die Leute auf den Arm nehmen. Ich blicke zum Horizont: Das Meer hat heute die Farbe von pürierter Linsensuppe. Wie mutierte Froschpenisse schaukeln grüne Bojen entlang der Fahrinne auf und ab. Ja, ich weiß: Frösche haben keine Penisse, aber sie sehen trotzdem so aus.

Im Bauch der Fähre essen die Menschen warmen Eintopf aus Messingschälchen, trinken Kaffee aus Pappbechern und schauen

selten durch die salzverkrusteten Fenster. Ich gehe an Deck. Noch fern erhebt sich die Insel aus der Linsensuppe, und auf einmal spüre ich in mir einen Anflug von Widerwillen. Ameland liegt da wie ein peinlicher One-Night-Stand, den man am nächsten Morgen beim Erwachen noch unter seiner Bettdecke weiß, an den man sich aber nicht mehr erinnern kann oder erinnern will, geschweige denn, dass man ihn noch einmal betrachten oder gar berühren möchte.

Steil führen die metallenen Stufen nach oben. Mit seinem Fauchen übertönt der Wind jeden Klang. Mein Cap reißt er mir vom Kopf; leuchtend rot fängt es auf den braunen Wellen zu tanzen an, wird aber sogleich in die Tiefe gezogen. Wild wehen meine Haare nun umher, und die Wolken türmen sich am viel zu gewaltigen Himmel auf. Das Meer schäumt, als habe es einen Minderwertigkeitskomplex: Trotzig hebt es die Fähre, senkt es die Fähre – gleiches geschieht mit der Allee aus Froschpimmeln. Doch beharrlich pflügt sich das Schiff voran. Ich habe die ganze Zeit auf das rot gestrichene Gelände getrommelt und es nicht bemerkt.

Immer muss ich trommeln.

Immer trommelt es in mir.

Der Rhythmus ist immer derselbe. Getrieben. Monoton. Alles durchdringend. Manchmal nehme ich ihn nicht wahr, doch sobald ich realisiere, dass ich ihn nicht wahrnehme, überfällt er mich erneut, hinterrücks. Ich weiß nicht, was er von mir will. Woher er kommt, warum er in meinem ganzen Körper hämmert, unter der Schädeldecke, in den Rückseiten meiner Oberschenkel, im Nacken, hinter meinen Schulterblättern, überall. Wie Schusssalven, notorisch und unbarmherzig. Immer derselbe Rhythmus, bei dem ich mit *muss*, militärisch, preußisch, ohne Schwung: ein Tanz ohne Kunst, ein Gebet ohne Herz, ein Fick ohne Feeling.

Ich sehne mich nach Stille, aber würde ich sie aushalten können?

Nach knapp einer Stunde schiebt sich die Fähre an den Ameländer Anleger, so schmeichlerisch wie krasse Fankommentare auf Facebook unter unsere Band-Postings. Ich schaue in Richtung Buren, dorthin, wo sich damals das Ferienlager befand, und erinnere mich, dass die Dächer des Lagers und ein schmutzigweißer Silo immer schon von der Fähre aus zu erkennen waren. Heute ziehen

Gänse in walzenden Formationen gewaltige Kreise über die Wiesen hinter dem Dorf; unendlich viele von ihnen steigen in den Himmel, wabern durch die Lüfte, und ihre grauweißgezeichneten Flügel verdecken Vergangenes.

Als ich meine Füße auf die Insel setze, könnten Erinnerungen mich anwehen – aber zu meiner Überraschung erkenne ich nichts wieder. »Welkom op Ameland« heißt es auf einem Schild. Der Halbmond im Wappen der Insel wirkt bedrohlich. Einen Moment lang meine ich, ich sollte aufgewühlt sein, doch seltsamerweise verfliegt dieser Gedanke so schnell wie der Flügelschlag einer der Gänse.

Ich bin auf Ameland.

Als ich vor vielen Jahren zum ersten Mal auf die Insel gekommen war, atmete ich auf. Die Weite der See entsprach dem Sehnen meines jungen Herzens. Manchmal denke ich in Tageszeiten, und damals war mir, als sei den ganzen Tag über Sonnenaufgang.

Und heute? Gelbe Backsteinhäuser ducken sich vor der dunklen Wolkeninfanterie am Himmel. Auf groteske Weise säumen Bäumchen den Wegesrand; gern würden sie Bäume sein, sind jedoch dazu verdammt, vom nimmermüden Wind zu bizarr wuchernden Kunstwerken geformt zu werden; an der See haben sie keine Chance auf schönen Wuchs.

Ich gehe weiter.

»Fietspad« lese ich auf einem Schild. Ein Wort in Niederländisch, das damals jeder von uns kannte – neben »Gulden« und »Softijs«. Auf dem Weg nach Nes, dem Hauptort der Insel, sind Benni und ich einmal mit unseren Hollandrädern zusammengestoßen, keine Ahnung, wie wir das hingekriegt haben. Meine Lippe blutete und schwoll an; im Lager nannte mich Hedda Heumüller »Häuptling Dicke Lippe« und »Roberto Blanco«. Political Correctness kannte damals niemand. Der Fietspad weiß nichts mehr von meinem Blut, das auf ihn tropfte.

Auch ich habe seit Langem nicht mehr daran gedacht und gehe weiter.

Wie von einer Art Raureif überzogen liegen blasse Erinnerungen über der ganzen Insel, schablonengleich auf dem Grün der Weiden, der Wiesen und des Deichs, setzen sich an den grauen Stra-

ßen und Fahrradwegen im Dorf Buren fest, dem, im Vergleich zu damals, eine kommerziellere, mehr touristischere Mode überworfen wurde, so dass ich den damals noch ursprünglicheren Fischerort kaum wiedererkenne.

Mich friert. Auf Ameland war ich immer nur im Sommer. Der Zeitsprung von so vielen Jahren verwirrt mich genauso, wie mich die Herbstluft erschöpft: Gab es in diesem Haus (oder in dem daneben?) nicht früher Softijs, köstlich, cremig, rosa und weiß? Es machte Spaß, die letzten Eisreste mit der Zungenspitze aus dem geriffelten Waffelboden herauszuschlecken. Oh, und natürlich diese speziellen niederländischen Fritjes, dünn und knusprig und braun – eines Tages entdeckte ich, wie vorzüglich es schmeckte, die salzigen Pommes ins Softijs zu tunken und auf der Zunge zergehen zu lassen; ein Wechselspiel von kalt und süß und heiß und salzig.

Jetzt ist der Laden geschlossen. Mein heutiges Ich spiegelt sich im Schaufenster. Auf einmal blicke ich mir so entgegen, wie ich damals ausgesehen habe: teenagig, schlaksig, dunkelblond gelockt, mit blauweißkarierten Hosen und gelber Jacke. Irgendwie anders. Verkorkst. Aufgetaucht aus dem Irgendwo.

Ich schüttele meinen Kopf und sehe wieder mein gegenwärtiges Ich: Meine Haare sind lang, wie es sich für einen Musiker gehört, noch blond, aktuell zu einem Knoten auf dem oberen Hinterkopf zusammengebunden. Mein Bart ist akkurat gestutzt, ein kleiner Fetisch von mir. Damals wäre ich nie auf die Idee gekommen, mir Tattoos stechen zu lassen, doch mein heutiges Ich schirmt seine Augen mit bunt tätowiertem Handrücken ab. Flower-Power-Kunstwerke verzieren einen Großteil meines trainierten Körpers. Damals war Bodybuilding ein No-Go. Obwohl ich gar nicht mehr an dem interessiert bin, was sich in der ehemaligen Softijs-Bar befindet, bleibe ich weiter vor dem Schaufenster stehen und schaue nun durch die Scheibe in die außersaisonale Dämmerung: Karierte Plastikdecken im Speiseraum, Marmelade in ausgebleichten, von Wärme verzogenen Tupperdosen, braune Fliesen im Waschraum, Feten mit Stroboskop, Lagerolympiaden, Engtanz und Strandgänge zum Sonnenaufgang. All das blitzt in Bruchteilen von Sekunden in meinem Gedächtnis auf. Und auf einmal bin ich wieder der Teenager, der ich damals war und der mir erneut entgegensieht. Ich spüre den Wind, der durch meine kurzgeschnittenen Locken weht, den leichten Hosenstoff an meinen

Knien und Schenkeln, die Espadrilles an meinen Füßen, meinen ganzen Körper, so wie er sich damals anfühlte.

Verunsichert trete ich einen Schritt zurück. Was mache ich hier eigentlich? Obwohl ich zu wissen glaube, dass ich am Ende einer aufreibenden Tournee einfach etwas Ruhe und Weite suche, das Meer genießen will – alle Künstler brauchen Rückzugsorte dann und wann –, scheint mir diese Antwort nicht mehr schlüssig. Befremdet blicke ich immer noch auf das Schaufenster. Alles hat sich verändert, aber der Teenager von damals ist in mir erwacht, in mich geschlüpft, und unsere Vertrautheit erschreckt mich.

In den Niederlanden haben alle Häuser große Fenster, es gibt keine Vorhänge, nichts scheint verborgen.

Wer's glaubt!

II.

Verunsichert gehe ich weiter. Schwere steigt aus dem Pflaster der Straßen auf. Das Dorf wirkt eigentümlich verlassen, trotzdem es viel stärker als damals auf Tourismus gebürstet ist; viel professioneller, sicherlich ertragreicher, aber auch biederer. Es ist Nebensaison.

Wo ist der Weg, den wir damals zum Strand zu gehen pflegten? Vorbei am Hotel de Klok, wo ich mein erstes Bier überhaupt getrunken habe, folge ich den Hinweisschildern und durchquere den Ortskern, staune über das Selektive meiner Erinnerungen.

An den Strand zumindest kann ich mich genauestens erinnern, vielleicht, weil ich mich erinnern will. Sobald ich zum ersten Mal, geleitet von wogendem Strandhafer zu beiden Seiten, durch die sich öffnenden Dünen getreten war und mein Blick aufs Meer fiel, spürte ich, dass sein Rauschen in mir einen Widerhall fand und diese Seelenlandschaft sofort ein Sehnsuchtsort für mich wurde. Woran sich über die Jahre nichts geändert hat. Er ist immer noch in mir, nur habe ich lange nicht mehr an ihn gedacht. Klar, Wellen und Sand und Dünen und Möwen gibt es überall auf der Welt, aber das Licht überzieht auf Ameland alles mit einem besonderen Glitzern.

Heute jedoch nicht. Endlos zieht sich der Weg zum Strand. Der Wind will mich am Weitergehen hindern, jeder Schritt wird mühsamer. Sand peitscht mir ins Gesicht, auch Regen dann und wann, das Wetter schlägt schließlich komplett um, wie es das an der See so gern zu tun pflegt. Schnell bin ich durchnässt.

Ich glitsche über meine Erinnerungen wie über an den Strand gespülte Quallen: Gab es hier nicht ein Pannekoeken-Restaurant? Jedes Jahr fand dort das Betreuer-Essen statt, und einmal waren Polli und Paula im Auftrag der anderen Betreuer aufgebrochen und hatten Pannekoeken für zwanzig Leute bestellt, Punkt acht Uhr. Polli und Paula legten großen Wert auf Pünktlichkeit und erwarteten ebendiese präzise von den anderen. Als der Kellner aber all die Pannekoeken servierte, saßen Polli und Paula immer noch allein inmitten weißer Plastikmöbel. Das war den beiden peinlich und ihre Empörung wuchs mit jedem aufgetragenen Pannekoeken. Als wir nach und nach eintrudelten, waren die meisten Pannekoeken bereits kalt, wohingegen Polli und Paula kochten.

Das Restaurant gibt es nicht mehr. Der Wintergarten, in dem vor so vielen Jahren Polli und Paula auf ihren Pannekoeken sitzenblieben und wo es mitten im Sommer so weihnachtlich nach Zimt und Äpfeln duftete, ist leer. Zeitungen verkleben seine Scheiben.

Eine entsetzliche Müdigkeit überkommt mich. Keine gute Idee, an diesen Ort zurückzukehren. Meine Erinnerungen sind Erinnerungen an ein Leben, für das ich nicht bestimmt zu sein schien, an eine Welt, in die ich nicht gehörte. Wohl deswegen sind sie so getrübt.

Wer bin ich hier? Der Clemens von damals, der Clemens von heute, ein Mischmasch aus beiden? Meine Schritte werden langsamer und ich beschließe, umzukehren und im Ort endlich etwas zu essen. Unsanft schiebt der Wind mich zurück, so stark, dass ich torkele, als hätte ich Unmengen von Genever gepichelt.

Kühe und Alpakas blicken skeptisch über die Zäune der Weiden.

An der Ecke zum Dorfplatz fällt mir eine fast lebensgroße, farbig gefasste Figur aus Holz ins Auge. Sie steht vor einem Haus, dessen bemoostes Dach sich bis zum Erdboden über seine Mauern aus gelbem Backstein ausbreitet. *Oudheidkamer* steht in blauen Lettern auf einem westfriesischem Schild über den Fenstern, offenkundig ein Antik-Laden. Bei der Figur handelt es sich, mutmaße ich, um einen Sklaven. Deutlich treten die Adern auf seinen Unterarmen hervor und auf der rechten Schulter trägt er eine große, muschelartige Schale. Milde, erdulnd und erloschen blickt er auf den leeren Dorfplatz. Sein schwarzes Gewand, gerafft wie ein Kleid, wird von einer roten Schärpe zusammengehalten, so dass sich etwas Feminines in sein Aussehen schleicht. Ich schaue in seine Augen.

Sie sind so verhangen wie der Himmel und verschleiert wie das Sonnenlicht. Nichts ist gegenwärtig klar auf Ameland.

Kurz entschlossen betrete ich den Laden. Meine Augen können im Halbdunkel zunächst nichts erkennen. Allmählich schälen sich edle Möbel im Louis-seize-Stil aus der Dämmerung heraus, auch alte Schusterleisten, Amphoren aus Stein und ein antiker Leierkasten werden präsentiert. Gemälde an den Wänden öffnen den Blick in andere Zeiten und bestürmen mich mit ihren Motiven: ein trauriges Biedermeier-Kind, eingesperrt hinter glänzendem Firnis,

eine Kopie der Kreuzigung Petri von Rubens, der schmerzverzerrte Apostel von brutalen Römern eingekreist, und schließlich ein Stillleben: Frisches Obst vor schwarzem Hintergrund, Pfirsiche, Weintrauben, Kirschen, durch die Malerei für immer konserviert. Nichts in diesem Laden wirkt verstaubt, nicht einmal der Totenschädel auf einem barocken Beistelltischchen.

»Hoi«, höre ich eine tiefe Stimme von irgendwoher, als ob eines der Bilder zu sprechen begonnen hat! Erschrocken fahre ich zusammen, verdutzt blicke ich umher. Die Stufen der weißlackierten Holzterrasse knarzen. Zuerst sehe ich nackte Füße, irgendwie vertrauenerweckend, dann schön geformte, muskulöse Unterschenkel, die sich, ebenso wie die ihnen auf harmonischste Weise folgenden Oberschenkel, in den verwaschenen Jeans eingesperrt fühlen müssen. Gleiches gilt augenscheinlich für die Beule zwischen den Beinen. Ich schlucke. Ein schon fadenscheiniger, grüner Baumwollpullover, unter dem der Mann nichts trägt, ist als nächstes zu sehen, dann der oberste Teil einer gleichmäßig behaarten Brust. Schließlich kommt ein an der linken und der rechten Seite schon ein wenig geweißter Bart zum Vorschein, mondweiß, und er umhüllt einen schön geformten Mund mit sich-in-Küssen-verlieren-könnenden Lippen. Endlich steht ein zwei Meter großer Mann im Zimmer und blickt mich freundlich an. Seine bloße Präsenz lässt mich innerlich zurückweichen. Treibt mich gleichzeitig zu ihm hin.

In seinen braunen Augen schimmern Klares, Tiefes und Lausbübisches zugleich. Auch seine Haare sind braun und wollen sich zu lichten beginnen. Eine schöne Symmetrie beherrscht seinen Schädel, obgleich seine Ohren vielleicht etwas zu gewölbt erscheinen und seine Stirn von einer Sorgen- oder Denkfalte durchzogen ist. Nacken und Schläfen sind ausrasiert und wirken zu modern für das kleine Dorf auf Ameland. Ich schätze, er ist vier oder fünf Jahre älter als ich. Oder jünger? Wen juckt's.

»Hi«, antworte ich endlich und betone es englisch. Nein, niederländisch ist nicht meine Sprache. Ich versuche, mit dem rechten Ärmel das Wasser von meiner Stirn zu wischen.

»The weather should be good at the weekend«, sagt der Mann. Ich nicke, bemerke erst dann, dass er einen Scherz machen wollte, aber es ist bereits zu spät, um noch höflich oder wissend zu lachen.

Er steckt die Hände in die Hosentaschen.

»They say autumn is a beautiful season«, macht er einen neuen Versuch. Sein holländischer Akzent schwächt die Wucht der erotischen Lawine, die mich mit seinem Erscheinen überrollt hat.

»Yeah, but winter is coming soon«, entgegne ich, räuspere mich und streiche meine nassen Haare erneut zusammen. Heute ist wirklich alles konfus. Einzelne Wassertropfen laufen zwischen meinen Schulterblättern herab und kitzeln meine Wirbelsäule. Um meine Füße herum bildet sich eine kleine Pfütze.

Stille breitet sich zwischen dem Mann und mir aus, aber wir empfinden sie wohl beide nicht als unangenehm. Ich erkenne eine freudige Verlegenheit in seinen Bewegungen, die mir wohlbekannt ist. Und er spürt mein Erkennen.

»Do you need a towel?« / »Do you have a towel?«, fragen wir gleichzeitig. Und grinsen.

»Sure«, murmelt er, und wendet sich wieder der Treppe zu, verschwindet nach oben. Zuerst sein Hinterkopf mit dem ausrasierten Nacken, die breiten Schultern, sein starker Rücken, der wohlgeformte Arsch (ob er wohl einen Badehosenstreifen hat?), Ober- und Unterschenkel, alles diesmal von der anderen Seite, so auch seine sicherheiteinflößenden Füße.

Schnell ist er wieder da und reicht mir ein orangefarbenes Handtuch.

»I'm Juk«, sagt er.

»Dankjewel«, radebreche ich auf niederländisch. Juk lacht.

»I'm Clemens.«

»Willst du einen Kaffee?«, fragt er mich.

Überrascht lasse ich das Handtuch sinken. »Du sprichst deutsch?«

»Natürlich«, grinst er, »aber nur mit niederländischem Akzent.«

»Na so was«, entgegne ich.

»Du kannst dich gern oben im Bad abtrocknen«, sagt Juk.

»Upstairs?«, frage ich, und wir beide lachen.

Ich folge ihm nach oben. Ich weiß, dass er weiß, dass ich ihn will – so wie er weiß, dass ich weiß, dass er mich will. Aber wir befinden uns nicht in den Cruising-Dünen der Insel. Was alles unnötig komplizierter macht – für mich zumindest.

Wobei, Kaffee ist auch nicht schlecht – zunächst zumindest.

Juk erhitzt Wasser in einem Kocher und brüht den Kaffee per Hand auf. »Das hat für mich etwas Rituelles«, erklärt er, und ich verfolge jede seiner Bewegungen. Die Räume hier oben sind gemütlich eingerichtet – bodenständig und hell, etwas maritim. Wider Erwarten ist nicht alles mit Antiquitäten vollgestopft.

»Das Badezimmer ist dort hinten«, sagt Juk lächelnd, »es ist, als ob du schmilzt!«

Ja, ich schmelze, I'm melting away on this holy day, und schnell schließe ich die Tür hinter mir, entledige mich meiner Kleider und trockne mich ab, rubbele meine Haare trocken.

»Du kannst gern duschen«, ruft Juk, aber ich beginne, meine Klamotten trocken zu föhnen. Mehr oder weniger vergeblich. Als ich sie wieder überstreife, pappen sie immer noch klamm an meiner Haut. Ich öffne das Badezimmerfenster, kann das Meer aber nicht sehen.

Als ich wieder zu Juk gehe, ist der Kaffee längst durch den Filter getropft. Es riecht heimelig. »Kann ich dir etwas von mir zum Anziehen geben?«, fragt Juk.

»Es geht schon«, antworte ich. Die Klamotten eines anderen Menschen auf meiner Haut könnte ich nicht ertragen.

Spannend die Frage, wer den ersten Schritt tut. Als jeder von uns einen Pott mit dampfendem Kaffee in den Händen hält, wird es damit etwas komplizierter, obwohl wir schon so nah beieinander stehen. Verlegen puste ich auf meinen Kaffee, und sein Dampf weht zu Juk und verfliegt um seinen Mund. Er stellt seinen Pott auf einen kleinen Tisch aus Glas und setzt sich auf die Couch mit blau-weiß-gestreiftem Bezug.

»Setz dich«, sagt er und klopft neben sich.

Ich trinke vom Kaffee, verbrenne mir die Lippen und lasse mich ebenfalls auf der Couch nieder. So geborgen fühle ich mich in seiner Nähe, als habe er seinen Arm um mich gelegt.

III.

»Du machst hier aber nicht Urlaub«, stellt er fest. Seine Blicke streicheln meine Haut.

»Nein, ich bin spontan übergesetzt«, sage ich. »Ich habe eine echt lange Tour mit meiner Band hinter mir und musste einfach mal raus, ganz woandershin.«

»Und da kommst du nach Ameland.«

»Ich war früher schon mal hier.«

Juk nickt. Diese Antwort kennen die Einheimischen offenbar zu Genüge. Tausende von Kindern haben in den Lagern ihre Sommerferien verbracht und sind den Insulanern bestimmt gehörig auf den Wecker gegangen.

»Was spielst du in der Band?«, fragt er.

»Drums«, antworte ich, und merke erneut, wie unzufrieden ich mit dieser Antwort bin. Nicht zum ersten Mal, aber während der letzten Tour hat sich dieses Gefühl mit jedem Gig verstärkt. Die krasse Euphorie der früheren Jahre der Band ist längst verfliegen. »Background Vocals«, ergänze ich.

Juk fragt nicht nach unserem Namen, und so erzähle ich nichts von der Tour, von unseren Hits, den Alben und dem ganzen anderen Scheiß.

»Wie ist es so, Schlagzeug zu spielen?«, will er stattdessen wissen.

»Wenn wir eine geile Show spielen, dann ist es pures Adrenalin. Es rauscht durch meine Adern, durch die Schlagstöcke ins Drumset und breitet sich mithilfe der Mikros im ganzen Publikum aus. Du spürst ihre Herzen mit deinem Rhythmus im Takt schlagen. Selbst die Mauern vibrieren. Für einen Moment kannst du fliegen, alles einfach raushauen. Bis das Lied zu Ende ist. Oder das Konzert, je nachdem. Es gibt immer einen Absturz.«

»Und wenn es nicht gut läuft?«

»Dann fühle ich mich auf der Bühne wie eine offene Wunde. Manchmal ist es beunruhigend, wie sie abgehen, durchdrehen, ihre Individualität komplett aufgeben. Na ja, ist vielleicht der Sinn eines Rockkonzerts. Ihre Reaktionen sind ja nur als Massenhysterie gefragt; anders kann es nicht zu einem Geben und Nehmen zwischen ihnen und uns kommen, klar. Trotzdem fühle ich mich manchmal, als säße ich vor einem alles verschlingenden Monster.

Und dann schützt mein Schlagzeug mich vor dieser hirnlosen Masse.«

Der Sturm heult auf. Die Wolkenfront hat sich über Buren festgesetzt und greift an. Regenwasser spült die Fensterscheiben, als ob wir uns in einer Autowaschanlage befinden.

»Ein Konzert ohne Zuschauer ist ein Monolog, der nicht gehört wird«, rede ich weiter, denn Juk scheint wirklich interessiert. »Jeder würde es empört ablehnen, wenn man ihn als ferngesteuert oder uniform bezeichnen würde, vielleicht ist es auch unfair, dies zu tun, aber ich hinter meinem Schlagzeug, ich spüre, wie lenkbar sie sind und wie gern sie es sind. Abend für Abend. All der Schweiß und der Wahn, die verzerrten Gesichter, es ist so roh und kann echt bedrohlich werden. Wir auf der Bühne haben sie in unserer Hand. Jeder von ihnen will seine Individualität beweisen, aber alle sehen gleich aus. Uniform, wie gesagt.«

Juk nickt und legt seine Beine auf den Couchtisch. Ich schlucke, ohne vom Kaffee getrunken zu haben.

»Und du bist der Herzschlag nicht nur des Konzerts, sondern auch der Band«, sagt er.

Auf den Gedanken bin ich noch nie gekommen. Ein schönes Bild. Doch die Richtung, die das Gespräch nimmt, behagt mir nicht sonderlich. Nie mag ich etwas von mir preisgeben; im Gegenzug möchte ich auch nicht viel über Juk erfahren. Ich bin nur Online-Dates und One-Night-Stands gewöhnt. Offiziell geoutet bin ich nicht, unser Business ist da nicht sehr tolerant, gelinde gesagt, und nie habe ich das Bedürfnis gefühlt, darüber zu sprechen, schon gar nicht öffentlich. Nie hat jemand gefragt, weder von der Band, noch von den Reportern oder Fans. Als Schlagzeuger bin ich weniger interessant als die Frontleute, obendrein gelte ich auch innerhalb der Band und der Tour- und Studiocrews als Nerd. Wie dem auch sei, an Nähe bin ich nicht gewöhnt und würde auch jetzt am liebsten das Weite suchen.

Grell zerreißt ein Blitz den Himmel, als ob er gerade das nicht zulassen will. Er erinnert mich an dieses Drahtspiel, das es bei der sogenannten Lagerolympiade auf Ameland immer gegeben hat: Mit einer Metallschlaufe mussten wir an einem geladenen Draht entlang balancieren; berührten sich Draht und Schlaufe, blitzte es auf – und hatte man verloren, wurde man mit Wasserbomben be-

worfen, musste als Frau verkleidet einen Can-Can tanzen oder ein Gemisch aus Salz, Pfeffer und ordentlich Essig schlucken.

»Dein Magen knurrt«, sagt Juk und steht auf.

Sofort vermisse ich seine Nähe, dabei geht er nur zur offenen Küche am anderen Ende des Raums. Meine Augen fallen zu.

Keine Ahnung, wie lange ich insgesamt geschlafen habe. Einlass begehend rütteln und heulen Windböen an Fensterläden und Türen. Immer wieder wache ich kurz auf, höre ungewohnte Geräusche, inhaliere unbekannt Düfte, vertraue der ruhigen Art von Juk, der, umhüllt vom Dampf aus Kochtöpfen und Pfanne, genau zu wissen scheint, was er tut. Bevor ich wieder einschlafe, sehe ich, wie er sich zu mir beugt und mich betrachtet. Schließlich lächelt. »Wir haben Zeit«, scheint dieses Lächeln zu sagen, »alle Zeit der Welt«. Als er mich mit einer sanften Berührung an der Schulter zum Essen weckt, bin ich mir unsicher, ob ich geträumt habe oder nicht.

Wir essen an seinem Naturholztisch. Es gibt Spaghetti Verdura und Salat. Juk hat Bier aufgetischt, Heineken, und mit dem ersten Schluck verspüre ich wieder jenes Gefühl der Freiheit, das ich bei meinem ersten Schluck Bier überhaupt zu spüren gemeint habe – hier auf Ameland, damals, nur wenige Meter von Juks Haus entfernt, auf der Terrasse des Hotel de Klok, ganz feierlich. Wir hatten uns alle dafür schick gemacht, das muss man sich mal vorstellen!

»Der erste Schluck Heineken löst bei mir immer einen Flashback aus«, sage ich und lache.

»Was siehst du?«, fragt Juk.

»Nicht viel. Nur Erinnerungskonfetti. Immer blitzt irgendwas Unbedeutendes auf, den ganzen Tag über. Scurril, ich bin wirklich einige Male hier gewesen.«

Juk wurde auf Ameland geboren, hat die Insel fürs Studium verlassen, einige Jahre auf dem Festland gearbeitet, ist dann aber der Liebe wegen wieder zurückgekommen, gemeinsam haben er und sein damaliger Partner Tjeerd den Antiquitäten-Laden eröffnet, inspiriert von einem Aufenthalt in L'Isle-sur-la-Source in der Provence, auch noch das Haus restauriert, aber dann, wie es so geschieht ...

Eigentlich will ich all das gar nicht wissen.

Aber ich bade im Klang seiner Stimme.

Draußen ist es dunkel geworden und es dauert eine Weile, bis ich die Finsternis nicht nur dem Gewitter zuschreibe.

»Wann geht eigentlich die letzte Fähre?«, frage ich Juk.

Überrascht schaut er auf die Uhr. »Die ist schon weg«, erklärt er. »Du kannst hierbleiben. Natürlich nur, wenn du möchtest.«

Es ist das, was ich will, und dennoch fühle ich das Trommeln in mir immer stärker, getriebener, eingesperrter, und ich kann diesem Rhythmus nicht entfliehen.

Ich bin verrückt nach Juk, nach seinem riesigen Körper mit der schönen, gleichmäßigen Behaarung. Er ist nicht unstämmig, aber alles ist wohl proportioniert, liebens- und begehrenswert.

Schließlich gehen wir zu Bett, jeder auf eine Seite. Ich habe das Gefühl zu explodieren. Juk beginnt mich zu streicheln. Durch die Berührungen seiner Hände scheinen sich zwar beruhigende Kreise auf meinem ganzen Körper auszubreiten, aber es funzt nicht zwischen uns. Ich bin nur an flüchtige Dates gewöhnt, die danach nie stattgefunden zu haben scheinen. Juk meine ich bereits zu gut zu kennen. Was für ein absurdes Gefühl!

Keiner von uns ist übermäßig enttäuscht. Glaube ich.

Irgendwann löscht Juk das Licht.

Ich spüre seinen Atem und lausche dem Wind. Wie aufeinander losgehende Raubkatzen faucht er ums Haus und trägt meine Gedanken zum ehemaligen Ferienlager, nur wenige hundert Meter entfernt. Dort habe ich auf meinem Etagenbett mit dem roten Rahmen gelegen, den braun-weiß gemusterten Vorhang zur Seite geschoben, mich in die Nacht gesehnt. Ich fühlte mich geborgen auf dieser Insel, fern von meinem Leben, wünschte mir gar, eine Sturmflut möge den Rückweg ans Festland abschneiden. Ich wollte nicht zurück. Das Leben zu Hause verfügte über so wenig Poesie. Hier auf Ameland aber schien die Dunkelheit alles zu versprechen. Vor meinem Fenster rauschten die Bäume. Die Nächte atmeten freier.

Draußen heult der Wind immer verzweifelter, es stampft und rüttelt überall, ich meine, andere Menschen in Juks Haus zu hören, ja, zu spüren. Als seien die Gestalten aus ihren Bildern getreten, als habe das Kind die Firnisschicht durchbrochen, Petrus sich von seinem Kreuz befreit, immer noch von den Römern verfolgt, und der Totenkopf endlich die Früchte zu verspeisen begonnen.

Juks Atemzüge hingegen werden immer ruhiger und ihr Vertrauen, das Heben und Senken unter seiner Decke, bewegt zu guter Letzt auch mich in tiefen Schlaf und wilde Träume.

Ich liege auf Juk und liebe seinen Körper. Jede Zelle meines Körpers will jede Zelle seines Körpers spüren, wir sind erregt, vollkommen, und ich habe im Schlaf angefangen, Liebe zu machen – so ausgehungert bin ich in Wirklichkeit. Ich spüre seinen Blick in der Dunkelheit, werde verlegen und will das Ganze stoppen.

Doch Juk dirigiert mich sanft, aber bestimmt, und ich dringe in ihn ein.

Ich spüre seine großen Hände auf meinen Hüften, sie geben mir Sicherheit und feuern mich gleichzeitig an. Unmengen von Energien entladen sich, gewittrig über der Insel und zwischen uns, eng umschlungen liegen wir bei- und ineinander. Ich will mich wundern, weil ich doch sonst nur bei jüngeren Typen aktiv bin ... aber dann fallen meine Augen zu und ich werde von Schlaf übermannt.

Juk hält mich, als sei ich seine ganze Welt.